

Sonderdruck aus

Die Kunst des Vernetzens

Festschrift
für Wolfgang Hempel

Herausgegeben von
Botho Brachmann, Helmut Knüppel,
Joachim-Felix Leonhard und
Julius H. Schoeps



Verlag für Berlin-Brandenburg

Schriftenreihe des Wilhelm-Fraenger-Instituts Potsdam

Herausgegeben von Prof. e.h. Wolfgang Hempel
Prof. Dr. Helmut Knüppel
Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Band 9

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 3-86650-344-X

Die Entscheidung darüber, ob die alte oder neue deutsche Rechtschreibung Anwendung findet, blieb den Autoren überlassen, die auch selbst für Inhalt, Literaturangaben und Quellenzitate verantwortlich zeichnen.

Umschlaggestaltung: Christine Petzak, Berlin
Redaktion und Satz: Dieter Hebig, www.dieter-hebig.de
Druck: Druckhaus NOMOS, Sinzheim

Titelfoto: Burg Ludwigstein, Innenhof

1. Auflage 2006
© Verlag für Berlin-Brandenburg GmbH,
Stresemannstraße 30, 10963 Berlin.
www.verlagberlinbrandenburg.de

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Vom Umgang miteinander Der Intellektuelle und seine Gegner*

Von Julius H. Schoeps

Das Wort „Intellektueller“ macht nach wie vor Schwierigkeiten. Die Vokabel, als Typusbezeichnung gebraucht, gibt immer wieder zu Missverständnissen Anlass. Im „Großen Brockhaus“ von 1928 sind Intellektuelle noch „Gebildete, geistige Oberschicht, Verstandesmenschen“, auch von Menschen „höherer geistiger Vorbildung“ ist in anderen Brockhaus-Lexika die Rede. Schlägt man allerdings im Band 5 des „Großen Brockhaus“ (16. Auflage, 1954) unter dem Stichwort „Intellektueller“ nach, findet man eine Definition – oder besser Behauptung –, die irritiert. Intellektueller, heißt es da, ist „ein Mensch, der seinem Verstande nicht gewachsen ist“. Ob hier ein Mitarbeiter dem Brockhaus einen Streich gespielt hat, der von der Redaktion nicht bemerkt, oder das Lexikon seine Benutzer verulken wollte, war und ist nicht zu ermitteln. In der 17. Auflage des „Großen Brockhaus“ von 1970 ist der Intellektuelle jedenfalls wieder, auf Normalmaß gebracht, ein Mensch, der seinem Verstande doch wieder gewachsen ist und „den rationalen Verstandeskräften den Vorzug vor Wille, Gemüt und Gefühl gibt“.

I.

Anlässlich einer der alljährlich stattfindenden „Wochen der Brüderlichkeit“ hielt der Schriftsteller Heinrich Böll eine viel beachtete Ansprache, bei der er erklärte, es gäbe „ein ganzes Arsenal von Denunziationsvokabeln, das man für Intellektuelle bereithält...“. In der Tat. Die nähere Beschäftigung mit der Geschichte und der Bedeutung des Wortes „Intellektueller“¹ lässt erkennen, dass es kaum ein Wort gibt, das so mit Emotionen aufgeladen, dadurch mehr Schimpfe als seriöser Begriff ist.

Sicherlich ist es nicht einfach, eine halbwegs zutreffende Definition für das Wort „Intellektueller“ zu finden, die jedermann zufrieden stellt und allseits akzeptiert wird. Leichter haben es da schon diejenigen, die immer dann mit dem treffenden Bonmot zur Stelle sind, wenn die Ratlosig-

* Eröffnungsvortrag zu den 6. Nürnberger Autorengesprächen am 6. Mai 2005

¹ Hierzu die grundlegende Untersuchung von Bering, Dietz: Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes, Stuttgart 1978, die zu den nachfolgenden Überlegungen den Anstoß gegeben hat.

keit groß ist und eine Definition schwer fällt. Die Folge einer solchen Ratlosigkeit sind dann Formulierungen wie sie Leser dem Magazin „Stern“ mitteilten: „Intellektueller – ein Mensch, der gewusst hat, wer Toulouse-Lautrec war, bevor der Film *Moulin Rouge* anlief“ beziehungsweise „Intellektuelle sind Menschen, die ihren gesunden Menschenverstand erst gebrauchen, nachdem sie ihn wissenschaftlich analysiert haben.“²

Von der Definitionsproblematik einmal abgesehen, stellt sich die Frage, wann das Wort „Intellektueller“ zum ersten Mal auftaucht? Wer brachte das Wort in Umlauf und für was und für wen wurde es angewendet? Wenn nicht alles täuscht, so war es das Ende des 19. Jahrhunderts, und zwar zur Zeit der Dreyfus-Affäre in Frankreich. Als es damals um Schuld und Unschuld des Hauptmanns Alfred Dreyfus ging, bezeichneten sich diejenigen als „Les intellectuels“, die von Dreyfus' Unschuld überzeugt waren und eine Revision des Skandalprozesses von 1894 forderten.

Das sogenannte „Manifest der Intellektuellen“, von Berühmtheiten der Zeit wie Emile Zola, Anatole France, Marcel Proust, Lucien Herr, Fernand Greggh und Léon Blum unterzeichnet, erschien am 14. Januar 1898 in George Clemenceaus Zeitung „L'Aurore“.³ Aber auch die Dreyfus-Gegner, angeführt von den notorischen Antisemiten Maurice Barres und Edouard Drumont, benutzen das neue Wort, um in der Öffentlichkeit alle diejenigen zu diffamieren, die sich mit Zola und Clemenceau für demokratische und rechtsstaatliche Prinzipien einsetzten.⁴

II.

In Deutschland hat sich das Wort „Intellektueller“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts im allgemeinen Sprachbewusstsein festgesetzt. Fragt man, was darunter verstanden wurde und wird, so kommt man nicht umhin festzustellen, dass man auch in Deutschland mit dem Wort „Intellektueller“ ganz bestimmte Konnotationen verbindet. In der Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik sah man im Intellektuellen – wohlgermerkt im Unterschied zu Frankreich – zumeist auch immer den Juden und umgekehrt im Juden in der Regel auch immer den Intellektuellen. Wie sich das in der allgemeinen Wahrnehmung auswirkte, darauf wird im Einzelnen noch eingegangen.

Zuvor soll jedoch noch die Frage gestellt werden, welche Folgen der Intellektuellenhass auf die Juden hatte? Es ist nämlich behauptet worden,

² Ebenda, S. 3.

³ Miquel, P.: *L'Affaire Dreyfus*, Paris 1968, S. 8.

⁴ Hierzu der Ausstellungskatalog *J'accuse...! Ich klage an! Zur Affäre Dreyfus. Eine Dokumentation*, hrsg. von E.-V. Kotowski und J. H. Schoeps, Berlin 2005.

so merkwürdig das im ersten Moment klingen mag, die Juden hätten unter der ihnen entgegengebrachten Feindschaft nicht nur gelitten. Angeblich wären sie den Vorbehalten der Gegner aufgesessen und hätten diese geradezu verinnerlicht. Daß das in manchen Fällen geradezu tragische Auswirkungen hatte, ist ein Sachverhalt, über den viel geschrieben und gerätselt worden ist.

Am Beispiel dreier Intellektuellenpersönlichkeiten sollen diese Auswirkungen beschrieben werden. Alle drei Persönlichkeiten, um die es im Folgenden geht, lebten zu Zeiten des Kaiserreiches und der Weimarer Republik und haben stark unter der ihnen entgegengebrachten Feindschaft gelitten. Sie haben jeder auf ihre Weise die Ablehnung der Umgebungsgesellschaft zu spüren bekommen und jeder von ihnen hat Gefühle des Selbsthasses entwickelt, die mit den ihnen entgegengebrachten Vorbehalten zusammenhängen.

Die Rede ist von Walter Rathenau, Maximilian Harden und – last not least – Theodor Lessing. Alle drei waren jüdischer Herkunft und wurden wegen des ihnen nachgesagten Intellektuellentums von der Umgebungsgesellschaft mit Hassgefühlen verfolgt. Zeitweilig waren sie regelrechte Zielscheiben der Aggression. Rathenau und Lessing fielen heimtückischen Mordanschlägen zum Opfer, nur Harden überlebte das auf ihn ausgeübte Attentat. In der einschlägigen Literatur kann man die Einzelheiten dazu nachlesen.

Bevor wir in den Ausführungen einen Schritt weiter gehen, sei festgehalten, dass Intellektuelle sich mitunter durch pointierte Ansichten auszeichnen, was aber nicht heißt, dass sie automatisch politisch wie weltanschaulich im selben Lager stehen. Intellektuelle können, abhängig von den allgemeinen Zeitströmungen, unterschiedlichste Positionen einnehmen. Am Beispiel Rathenaus und Hardens läßt sich das beispielsweise belegen.

Beide Männer, Industrieller, Politiker und Publizist der eine, Publizist und Zeitschriftenherausgeber der andere, waren zunächst eng befreundet und stimmten in vielen ihrer Ansichten überein. Dann entzweiten sie sich, und zwar über Nichtigkeiten. Ihre Freundschaft schlug in ungezügelt Hass um, jedenfalls was Maximilian Harden betraf, der eine schwierige Persönlichkeit gewesen ist und dessen Feindschaft gegenüber Rathenau mit der Zeit geradezu pathologische Züge annahm.

Über das Auf und Ab des überaus problematischen Freundschaftsverhältnisses oder sagen wir besser dieser nicht ganz einfachen Intellektuel-

lenbeziehung informiert der Briefwechsel Rathenau-Harden,⁵ in dem minutiös nachgelesen werden kann, wie Rathenau und Harden miteinander bekannt wurden, wie es dazu kam, dass sie in vielen Fragen der Einschätzung politischer Zeitfragen übereinstimmten und wie schließlich ihre Freundschaft im Winter 1912/1913 zerbrach.

Angeblicher Anlass für den Bruch der Freundschaft waren Indiskretionen einer gemeinsamen Freundin. Es scheint um Hardens publizistische Attacken gegen die damalige geplante kolonialpolitische Neuordnung gegangen zu sein, aber auch um irgendwelche heute kaum noch nachvollziehbare Rivalitäten und Eifersüchteleien, die die Nachfolge in der AEG-Leitung betrafen. Was auch immer der Grund war, Rathenau und Harden sahen sich plötzlich veranlasst, Briefe zu tauschen, die im Ton immer eisiger wurden.

Hatten sie sich bis dahin mit „Lieber Maxim“ beziehungsweise mit „Lieber Freund“ angedredet, so begannen sie jetzt miteinander förmlich umzugehen, sich mit „Sehr geehrter Herr“ zu titulieren. Fast zur Groteske artete es aus, als nach einem vergeblichen telegraphischen Verständigungsversuch Rathenau, der sich in seiner Ehre verletzt fühlte, Harden zum Duell forderte, was Letzterer jedoch brüsk abgelehnt hat.

Latente Spannungen zwischen Rathenau und Harden hatte es bereits vor dem Zerwürfnis gegeben. Schon während der Eulenburg-Affäre war Rathenau, obgleich er Harden gegenüber immer wieder seine Freundschaft betonte, vorsichtig auf Distanz gegangen. Er ahnte instinktiv, dass die Affäre das Land erschüttern, aber keine geistig-moralische Wende herbeiführen würde. Harden hingegen wollte es nicht akzeptieren, dass der Freund nicht bereit war, ihm in seinem Kampf als „*Censor Germaniae*“ zu folgen und seine eigenen Wege ging.

Seine Vorbehalte hatte Rathenau in einem Brief formuliert, den er Harden am 18. April 1908 schrieb: „Unsere Freundschaft besteht seit mehr als einem Dutzend Jahren. Ich bin mir voll, und dankbar, bewusst, was sie für mich bedeutet hat, und glaube, dass sie uns beiden fruchtbar gewesen ist ... Nur zwei Dinge sind mir unmöglich, ich erwähne sie, obwohl ich weiß, dass in ruhiger Stimmung Sie nie von mir sie verlangten und verlangen werden: ich kann niemandes Parteigänger sein, und ich werde mich vor keinem Menschen, auch vor ihnen nicht fürchten.“

Das Verhältnis zwischen Rathenau und Harden blieb nachhaltig gestört. Darüber täuscht auch nicht hinweg, dass sie zu Beginn des Weltkrieges

⁵ Walther Rathenau. Maximilian Harden. Briefwechsel 1897-1920, hrsg. von H. D. Hellige (Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. VI), München-Heidelberg 1983.

wieder Kontakt zueinander aufgenommen hatten. Zu einer wirklichen Wiederannäherung konnte es aber nicht kommen, weil sie in entscheidenden Fragen doch zu weit auseinanderliegende Standpunkte einnahmen.

Was letzten Endes die Gründe für das Scheitern dieses außergewöhnlichen Freundschaftsverhältnisses waren, ob politische Standpunkte, persönliche Motive oder die Unfähigkeit zweier starker Charaktere, miteinander umzugehen, darüber gibt es keine letzte Gewissheit. Als Rathenau in der deutschen Politik Karriere zu machen begann, war jedenfalls die Freundschaft endgültig zu Ende. Der Bruch zwischen beiden wurde irreparabel.

Harden begann Rathenau zu attackieren, wo immer und wann immer er nur konnte, während dieser sich vornehm zurückhielt, wohl in der Erkenntnis, dass er es mit einem krankhaft-pathologischem Fall zu tun habe. Rathenau musste sich anhören, dass er von Harden in der „Zukunft“ als Ehrgeizling bezeichnet wurde, dass er ein Autokrat sei, der sich nicht um die Massen kümmere, die politischen Notwendigkeiten verkenne und die ihm verliehene Macht einzig und allein zur Vermehrung seines eigenen Ruhmes missbrauche.

Selbst als Rathenau einem nationalistischen Attentat – in Kreisen der Korpsstudenten grölte man damals auf Berliner Straßen: „Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverfluchte Judensau“ – zum Opfer fiel, hat Harden seine ablehnende Haltung gegenüber dem einstigen Freund nicht geändert. Noch im Jahre 1927, vier Monate vor seinem eigenen Tod, zog er über diesen her und bemerkte, Rathenau sei der einzige „dezidiert schlechte“ Mensch, den er überhaupt je getroffen hätte: „Ein Cagliostro. Brillant, geistreich, Prototyp gebildeter jüdischer Großbourgeois. Aber ganz steril. Keine irgendwie dauernde Leistung. Die Bücher übermorgen vergessen, heute schon ganz veraltet ...“⁶

III.

Ob es sich bei Rathenau und Harden um ein typisches Sozialverhalten jüdischer Kaufmanns- und Unternehmersöhne um die Jahrhundertwende gehandelt hat, wie das der Rathenau-Herausgeber Hans-Dieter Hellige behauptet hat, darüber kann man streiten. Einiges spricht dafür, dass die Erfahrung des Scheiterns des Assimilations- beziehungsweise Akkulturationsprozesses sowohl Rathenau als auch Harden Anlass zu einer Art doppel-

⁶ Maximilian Harden an Hermann Schützinger, 30. 6. 1927, in: Briefwechsel (Walther Rathenau-Gesamtausgabe Bd. IV), S. 906.

tem Selbsthass gewesen ist – einmal war es der Hass auf die eigene Herkunft und zum anderen der Hass auf das eigene Ich.

Selbsthass spricht bei Rathenau aus seinem Aufsatz „Höre Israel!“, den er anonym in Hardens „Zukunft“ 1897 veröffentlicht hatte. In diesem Aufsatz, der in jüdischen Kreisen unliebsames, in antisemitischen Kreisen amüsiertes Aufsehen erregte, bekannte der Verfasser selbst Jude zu sein, was ihn aber nicht hinderte, über seine Glaubensbrüder in hitzigen Worten herzuführen: „Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend auffällig staffiert, von heißblütig beweglichem Gebaren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde“.⁷

Goebbels „Völkischer Beobachter“ und Streichers „Stürmer“ haben es sich später nicht nehmen lassen, diese Worte genussvoll immer wieder zu zitieren, wenn es galt ein Zerrbild der Juden in der Öffentlichkeit zu zeichnen. „Seht“, so die NS-Propaganda, „das sagen die Juden sogar von sich selbst“. Das galt auch für Hardens Attacken auf Rathenau, über die man sich in Kreisen der Nazis ebenfalls lustig machte.

Daß Harden die ihm entgegengebrachte Hassgefühle auf Rathenau projizierte, ist ein Phänomen, auf das Theodor Lessing bereits 1932 in seinem Buch „Der jüdische Selbsthass“⁸ aufmerksam gemacht hat. Der Hannoveraner Philosoph und Schriftsteller Theodor Lessing, wie Rathenau und Harden von nationalistischer Seite heftig angefeindet, und schließlich ebenfalls einem heimtückischen Mordanschlag zum Opfer gefallen, wusste, wovon die Rede war, denn auch er ist zeit seines Lebens mit dem Problem konfrontiert worden, als Jude und Intellektueller nicht akzeptiert zu werden.⁹

In Theodor Lessings Lebenserinnerungen „Einmal und nie wieder“ finden sich etliche Bemerkungen, die erkennen lassen, dass Lessing sich der Problematik bewusst war, als Intellektueller in einer Gesellschaft zu leben, die wenig mit Intellektuellen anfangen konnte. Auch er hat gespürt, dass es einen Zusammenhang zwischen der Intellektuellenexistenz und dem Judesein gibt, was heißt, dass die eigene Selbstinterpretation häufig abhängig ist von dem Bild, das sich die Umwelt von einem macht.

Die Neigung vieler Juden, das vom Hass verzeichnete Judenbild der nichtjüdischen Umwelt als richtiges Bild zu übernehmen, ist ein Phänomen, das die Vorurteilsforschung seit einiger Zeit intensiver beschäftigt.

⁷ W. Hartenau (=Walther Rathenau), „Höre Israel!“, in: Die Zukunft 18(1897), S. 454-462.

⁸ Lessing, Theodor: Der jüdische Selbsthass. Mit einem Essay von B. Groys, München 1984.

⁹ Vgl. Schoeps, Julius H.: Der ungeliebte Außenseiter. Kritik und Selbsthass als Grundelemente im Leben des Schriftstellers und Philosophen Theodor Lessing, in: Die mißglückte Emanzipation. Wege und Irrwege deutsch-jüdischer Geschichte, Berlin u.a. 2002, S. 203-230.

Theodor Lessing, ein guter Kenner menschlicher Verhaltensweisen, hat dieses Phänomen einfühlsam beschrieben. In seinem schon erwähntem Buch „Der jüdische Selbsthass“ vertrat er die Ansicht, die Selbstbetrachtung nach den Wertmaßstäben einer feindseligen Umwelt bedinge geradezu Gefühle des Selbsthasses.

Für das, was Lessing unter Selbsthass verstanden wissen wollte, sind Maximilian Harden und Walter Rathenau insofern typische Beispiele, als ihrer beider Wunsch, sich anzupassen, deutscher also als deutsch sein zu wollen, so weit ging, dass sie ihre jüdische Herkunft verleugneten. Tragisch indes ist, dass beide trotz ihres distanzierten Verhältnisses zum Judentum und zur Tradition der Väter ihrer Herkunft nicht haben entfliehen können. Beide machten die für sie irritierende Erfahrung, dass die Umwelt ihr „Wider-den-Strich-Denken“ nicht akzeptierte und sie zu dem machte, was sie nicht sein wollten – nämlich zu Juden.

Selbst Maximilian Harden, der sich als ein deutscher Intellektueller ansah und sich aus seinem Judentum überhaupt nichts mehr gemacht hat, musste es erleben, dass der Antisemitismus der Umwelt ihn wieder zum Juden stempelte, dass man ihn „Isidor“ (Joseph Goebbels) schimpfte und im „Völkischen Beobachter“ einen der „größten Halunken in Deutschland“ (Alfred Rosenberg) nannte. Neun Tage nach der Ermordung Rathenaus wurde auch auf ihn ein Attentat verübt. Im Gegensatz zu Rathenau überlebt er dieses Attentat, nicht jedoch überlebte dabei sein Glaube an Deutschland. Dieser wurde zerstört – von Menschen, die nicht in der Lage waren, sich vorzustellen, dass Juden nicht nur Intellektuelle sondern darüber hinaus auch ganz normale deutsche Bürger sein können.

IV.

Kommen wir aber zurück zum Wort „Intellektueller“ und den Wirkungen, die von Anfang an von diesem Wort ausgegangen sind. In Frankreich gelang es den Reaktionären, im Bunde mit der mächtigen nationalistisch-antisemitischen Presse in dem Wort „Intellektueller“ genau jene Hassgefühle und Vorwürfe zu bündeln, die die Verfechter eines demokratischen Rechtsstaates treffen und vernichten sollten. Mit „intellectuel“ war gemeint: „abstrakt-instinktlos“ im Kopf, „antinationale“ im Herzen, „jüdisch“ durch Geburt oder Gesinnung, „dekadent“ vom Charakter sowie „inkompetent“ von der Sache her.

Der „Intellektuelle“ wurde als vernichtungswürdiger Widersacher hingestellt, der nichts anderes im Schilde führt als den Untergang des französischen Vaterlandes. Die gesamte Rechts-Presse war damals voll von

Verdächtigungen über die nationale Loyalität der „Intellektuellen“. Unterschieden wurde zwischen den „guten Franzosen“, den „Intelligenten“, und den „Vaterlandsverrättern“, den „Intellektuellen“.

Im Kampf der Worte fielen die widersprüchlichsten Äußerungen. Attackierten die Nationalisten die Demokraten mit dem Schimpfwort „Intellektuelle“, dann antworteten diese, stolz darauf zu sein, dem Lager der „Intellektuellen“ anzugehören. Im Gegensatz zu den Nationalisten empfanden sie das Wort als ein Wort des Ruhmes, dessen Verwendung einer feierlichen Verpflichtung auf die Prinzipien der Demokratie gleichkäme.

In Deutschland trat das Wort „Intellektueller“ erst allmählich in das allgemeine Sprachbewusstsein. Die Fremdwörterbücher der Jahrhundertwende verzeichnen es, wie Dietz Bering es festgestellt hat, noch nicht. Nur in Eduard Engels Spezialwörterbuch zur „Entwelschung“ des Deutschen ist es aufgenommen, und zwar mit der alles besagenden Bemerkung: „äffische Heimpariserei seit Ende des 19. J.“¹⁰

Aufschlußreich ist, daß das Wort wie in Frankreich auch bald in Deutschland eine überwiegend negative Färbung angenommen hat. „Diese Herren“, erklärte 1916 ein gewisser Paul Förster, „die sich – nach französischem Vorbilde – in ihrer Überheblichkeit gern als „Intellektuelle“ bezeichnen oder bezeichnen lassen, lehnen nicht nur jede Zumutung schroff ab, ihre Sprache rein und vaterländisch zu gestalten, sondern sie meinen auch, dies damit begründen zu können, dass die fremden Eindringlinge – sprachliche Trichinen! – eine Bereicherung unseres Wortschatzes seien...“¹¹

Die Auseinandersetzung um den „Intellektuellen“ und das „Intellektuellentum“ verschärfte sich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und nahm in der Zeit der Weimarer Republik geradezu groteske Ausmaße an, was den Gebrauch der Bezeichnung anging. „Intellektueller!“ – das war eine Beleidigung, die man sich in höchster Erregung entgegenschleuderte, im festen Glauben, der Gegner sei einer, man selber aber nicht. „Und alle Tuis“, heißt es bekanntlich bei Bert Brecht, „nannten einander Tuis in der schlimmsten Bedeutung des Wortes.“¹²

Stark ausgeprägt war die Intellektuellenfeindlichkeit bei der politischen Rechten. Ihrer geschickt inszenierten Propaganda gelang es bereits in der Zeit der Weimarer Republik, das Schimpfwort „Intellektueller“ mit sogenannten „Kennwörtern“ zu verbinden, von denen viele dem biologisch-

¹⁰ Engel, Eduard: Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben, Leipzig 1918.

¹¹ Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, 29/1914, Sp. 288.

¹² Brecht, Bertold: Gesammelte Werke, Bd.12, Frankfurt 1967, S. 523.

metaphorischen Bereich entnommen waren. Der „Intellektuelle“ wird als „kalt“ bezeichnet, weil „blutleer“, „blutleer“, weil „krank“, „krank“, weil „wurzellos“, und dies alles, weil er auf dem „Asphalt“ der Großstadt lebt.

Für die Intellektuellen in der Zeit der Weimarer Republik wurden die ihnen entgegenschlagenden Hassgefühle lebensbedrohend. Sich diesen zu entziehen, war so gut wie unmöglich. Rathenau, Lessing und Harden machten die Erfahrung, dass die Umwelt sie nicht akzeptierte. Die Anschläge, die auf sie verübt wurden, hingen mit der antiintellektuellen und somit auch der antisemitischen Grundstimmung der Zeit zusammen. Als Hitler und die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war der Boden bereitet. Die Saat konnte aufgehen.

Joseph Goebbels beispielsweise, der NS-Propagandaminister, hatte keine Schwierigkeiten, an den bereits vorherrschenden antiintellektualistischen Stimmungen in der Bevölkerung anzuknüpfen. Wenn er, was er mit Nachdruck tat, die „Intellektuellen“ attackierte und die Ansicht vertrat, sie seien nichts anderes „als ein Rudel von schwätzenden, faulenzenden, parasitären Gesellschaftstypen“, dann wußte er, daß er damit Vorurteile bediente und weitesten Kreisen der Bevölkerung aus der Seele sprach.¹³

Goebbels hatte in seinem 1929 erschienenen Roman „Michael“ seine Intellektuellenvorbehalte kurz und bündig so formuliert: „Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters“.¹⁴ Damit gab er zu erkennen, daß er nicht daran glaubte, daß die Intellektuellen zu einer „Gesundung Deutschlands“ beitragen könnten. Goebbels Aversionen gegen den Intellektuellen können mit zahlreichen weiteren Äußerungen aus seinem Munde belegt werden.

In einem Vortrag 1943 („Der geistige Arbeiter im Schicksalskampf des Reiches“) beispielsweise, gehalten vor Studenten, kam sein antiintellektuelles Ressentiment deutlich zum Ausdruck, wenn er sich ereiferte: „Unter Intellektualismus verstehen wir nach dem heutigen Sprachgebrauch eine Degenerationserscheinung des gesunden Menschenverstandes, eine Über- oder Unterzüchtung der Beschäftigung mit geistigen Dingen ...“.¹⁵

In der NS-Ideologie spielte als Feindbild die Trias „jüdisch“, „intellektuell“, „marxistisch“ eine zentrale Rolle. Der Intellektuelle (Symbol: Horn-Brille) ist in der Vorstellungswelt der Nationalsozialisten ein „jüdischer Typ“, der, vom Marxismus „verseucht“, „Unheil“ und „Dekadenz“ über

¹³ Ausführlich das Denken und die Gefühlswelten Goebbels' analysiert hat Bärsch, C.-E.: Erlösung und Vernichtung. Dr. phil. Joseph Goebbels. Zur Psyche und Ideologie eines jungen Nationalsozialisten 1923 – 1927, München 1987.

¹⁴ Goebbels, Joseph: Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern, München 1929.

¹⁵ Goebbels-Reden, hrsg. von H. Heiber, Bd. 2: 1939-1945, Düsseldorf 1971, S. 243.

das deutsche Volk bringt. In seinen Reden kam Hitler immer wieder auf das Nebeneinander von „jüdisch“ und „intellektuell“, auf die „kommunistischen und marxistischen Verbrecher und ihre jüdisch-intellektuellen Anstifter“ zu sprechen.

Hitlers Hass gegen das Prinzip der Rationalität trieb ihn bis zu der Äußerung, die in einer Ansprache am 10. November 1938 vor 400 namhaften deutschen Journalisten und Verlegern gefallen sein soll: „Wenn ich so die intellektuellen Schichten bei uns ansehe, leider, man braucht sie ja; sonst könnte man sie eines Tages ja, ich weiß nicht, ausrotten oder so was.“¹⁶

Irritierend ist, dass auch im Lager der marxistischen Parteien zur Zeit der Weimarer Republik starke Intellektuellenvorbehalte feststellbar sind. Der Grund hierfür hat vermutlich in dem Fehlen eindeutiger Definitionen gelegen. So war keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage möglich: „Sind die Intellektuellen eine Klasse oder eine Schicht?“ Die meisten Versuche, einen „klassenanalytischen Intellektuellenbegriff“ (Dietz Bering) zu formulieren, scheiterten an den Emotionen, die das Wort „Intellektueller“ freisetzte.

Die Intellektuellenphobie, die im marxistischen Lager herrschte, hatte wohl mit dem eingebildeten proletarischen Anspruch zu tun, dem man sich verschrieben hatten. Deutlich wird sie an dem Gedicht „Die Bourgeoisieknechte“, das 1920 in Franz Pfempfers Zeitschrift „Die Aktion“ erschien. Die erste und letzte Strophe des Gedichtes, das nach der gängigen Melodie „Zu Mantua in Banden“ gesungen wurde, lauten:

„Wer sind die größten Feinde des Proletariats?
 Wer sind die besten Hüter des bürgerlichen Staats?
 Wer schützt das hohe Kapital
 Und predigt Frieden überall?
 Das sind die Bourgeoisieknechte, die Intellektuelln!

Der Intellektuellen gewaltig großer Zahl erwehrt euch
 täglich, stündlich: an den Laternenpfahl!
 Laß baumeln sie und hängen lang,
 Laß tönen laut und froh den Sang:
 Hinweg, ihr Bourgeoisieknechte, ihr Intellektuelln!!“¹⁷

¹⁶ Es spricht der Führer. Sieben exemplarische Hitlerreden, hrsg. von H. Kotz und H. Krausnick, Gütersloh 1966, S. 281.

¹⁷ Die Aktion 10/1920, Sp. 718.

Sympathien sind dem Intellektuellen in Deutschland noch nie entgegengebracht worden. In Frankreich sah und sieht das anders aus, als dort die Intellektuellen traditionell weniger angefeindet werden als in Deutschland. Man liebte sie nicht, brachte ihnen aber doch immer so etwas wie Achtung entgegen. Anders in Deutschland. Woran das liegt? Unter anderem daran, daß diejenigen, die sich in Deutschland als „Intellektuelle“ bezeichnen könnten, davor zurückscheuen, sich mit einem Wort zu identifizieren, das im allgemeinen Bewusstsein negativ besetzt ist. Auf der Rolle des Intellektuellen zu bestehen, wird nach wie vor als problematisch angesehen.

Der Eine oder Andere unter ihnen wird sich noch an die hitzigen Debatten zu Zeiten des RAF-Terrorismus in den siebziger und achtziger Jahren um den „Sympathisanten“ erinnern. Wenn man diese Debatte im Rückblick analysiert, kommt man nicht umhin, diese letzten Endes als eine Auseinandersetzung um den Intellektuellen und die Einstellung der Gesellschaft diesem gegenüber zu deuten. Auch damals zeigte es sich, dass unsere Gesellschaft den Intellektuellen nur schwer erträgt, weil dieser anscheinend etwas verkörpert, mit dem die Mehrheitsgesellschaft nur wenig oder gar nichts anfangen kann.

Lassen Sie mich mit einer Feststellung schließen, einer bitteren Feststellung allerdings. Es ist im Gegensatz zu manchen anderen europäischen Ländern eine urdeutsche Tradition, und daran hat sich scheinbar bis heute wenig geändert, denjenigen, der gegen den Strich denkt, die „Wolfsfeindschaft“ spüren zu lassen. Für den Intellektuellen, der diesen Hass zu spüren bekommt, ist es eine schmerzliche Erfahrung. Das ist heute nicht anders als früher.

